

# Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herald“ zu No. 19, Jahrgang 17.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 15. Januar 1897.

Pflicht.

Von Leo Hilbert.

„Lisa — bist Du da?“ fragte der Kranke. „Lisa —“  
Ein hastiges Raunen, ein Raschen im Nebenzimmer. Die herabgelassene Portiere wurde zur Seite geschlagen, eine blonde junge Frau mit zartem blassen Gesicht und gerötheten Lidern erschien auf der Schwelle.

„Hast Du gerufen, Theodor?“ fragte sie zürd, athemlos, mit unterdrückter Stimme. „Ich dachte, Du schliefest.“  
„Ich bin schon wieder wach. Ist die Pflegerin fort?“  
„Sie schläft.“

„Wirst Du Dich nicht ein Bißchen zu mir setzen? Ich glaube, es ist auch Zeit für die Medizin.“  
„Erst in einer halben Stunde,“ sagte sie, nach seiner Uhr blickend, die in einem Kristallgehäuse auf dem Nachtschreibtisch stand; dan setzte sie sich zaudernd auf den Stuhl vor dem Bette. Er bemerkte, daß sie nur auf einer Ecke des Stuhles saß und verstohlen und unruhig nach der Portiere schaute. Und dann begegnete sich ihre Augen. Sofort rückte sie sich auf ihrem Sitze zurecht und lehnte sich bequem zurück.

„Die Zeitung?“ fragte sie, nach dem Blatte greifend, das ausgebreitet auf seiner Bettdecke lag.  
„Ja. Zuerst die Getreidebörse. Hast Du nicht vorher mit Jemand gesprochen?“  
„Mit dem Mädchen.“ Wie von ungefähr war ihr erröthende Gesicht hinter der Zeitung verschwunden.

„Ich hörte eine Männerstimme.“  
„Dein Bruder Max.“  
„Warum ist er nicht hereingekommen? Sieh zu, ob er noch da ist.“  
Lisa sprang empor und schlüpfte hinter die Portiere. Inmitten des kleinen freundlichen Gartenzimmers, in dessen geöffnete Glasthür durch die Bäume draußen ein grünliches Licht hereinfiel, stand ein junger Mann mit einem fast bronzerfarbenen, energischen Gesicht, von schwarzem Haar und Bart umrahmt.

„Hast Du Dich besonnen?“ flüsterte er, und unter den gerunzelten, lang auslaufenden Brauen blickten die lebenshaftigen dunklen Augen beflehend auf sie herab.  
Sie legte fahrig den Finger auf den Mund, hob dann stehend die Hände und wies mit einer Kopfbewegung nach der offenen Thür, die auf die Terrasse hinaus führte.

Er verzog das Gesicht zu einem sonderbaren Lächeln voll Spott und Eigensinn und schüttelte bestig den Kopf. Sie wiederholte ihr Geberde, und er die seine. Dann schlich er auf den Fußspitzen über den Teppich und setzte sich mit trogiger Miene an den Sophaschisch, betrachtete das Muster einer ansehnlichen Siderei, die dort lag, nahm sodann das danebenliegende Buch auf und schien sich eifrig in die Letztze zu vertiefen.

Lisa stand ein Weilschen da, ohne sich zu regen, ohne die stehenden Augen von ihm abzuwenden. Sein schöner Bronzefopf war auf das Buch gefenkt, auf dem kurz geschorenen dichten schwarzen Haar lag ein sammtartiger weicher Schimmer.

„Lisa —“ könnte die schwache beifere Stimme des Kranken aus dem Nebenzimmer.  
Der junge Mann blickte mit dem alten spöttischen Lächeln zu Lisa hinüber, die sich sogleich der Portiere zuwandte.  
„Warum kommst Du nicht zurück?“ fragte der Kranke mit verdrücklicher Klage. „Max scheint doch fort zu sein — wie?“  
„Er ist fort,“ sagte sie ohne ihn anzusehen und griff nach dem Zeitungsblatte, während sie ihren Platz am Bette wieder einnahm. „Also — den Kurzettel?“  
„Die Getreidebörse! — hör doch zu,

wenn ich Dir etwas sage!“ rief er unwirsch. Und dann brach ein furchtbare Hustenanfall los. Lisa beugte sich erschrocken über ihn, schob ihren Arm unter sein Kissen und hob ihn mit großer Anstrengung in eine stehende Stellung. Wachsend rang er nach Luft, mit den knöchernen Armen um sich schlagend, von denen die Kermel sich zurück-schoben. Nach einer Weile ließ ihn die junge Frau sacken nieder. Keuchend lag er da. Dann wies er auf das Zeitungsblatt.

„Pommischer Hafer „ loco“ 112 — 116,“ las die junge Frau. „Weizen still, Roggen matt.“  
Und der tobikranke Mann warf erregt den Kopf hin und her und murmelte abgerissene Worte. Draußen waren seine Gedanken, auf dem lärmenden Markt, beim nimmer ruhenden Kampf um das Geld. Da wurzelte das einzige Interesse seines Lebens, dieses nun gebrochenen Lebens, das sich nie wieder aufrichten sollte.

Und während Lisa mechanisch das Rauberwelsch des Marktes herunterlas, horchte sie zuweilen nach dem Nebenzimmer. Ob Henry fort war? Sie wünschte es — und zitterte doch darüber. . . . Sie las und las.

„Nordamerikanische Baumwolle, Basis „midding“, nichts unter „low midding.“  
Sie blickte auf. Theodor lag still mit geschlossenen Augen und offenem Munde, laut und regelmäßig ging sein Athem. Er schlief. Hinter dem herabgelassenen Vorhang summt die Fliegen und fliehen leise gegen das Fenster.

Lautlos erhob sie sich und schlich behutsam rückwärts, die Augen auf den Kranken gerichtet, der Portiere zu, die sie sachte zurückschlug. Henry saß noch auf derselben Stelle und las.

„Jetzt schläft er wieder,“ flüsterte sie und blieb zögernd in der Thüröffnung stehen.  
Henry schloß das Buch und machte eine einladende Geste nach dem nächsten Sessel hin. Gehorsam kam sie herbei und ließ sich nieder.  
„Hast Du Dich besonnen?“ wiederholte er eigenartig ebenfalls im Flüsterton.

„Du weicht doch — daß ich nicht kann,“ versetzte sie weinend.  
Er zog seine Uhr. „In weniger als einer Stunde ist Deine Bedenkzeit abgelaufen. Ich fahre mit dem Nachtzug. Und am Donnerstag fährt mein Schiff von Brindisi ab. — Und wenn Du denkst,“ sagte er in etwas stärkerem, leicht drohendem Tone hinzu, wenn Du Dir einbildst, ich käme in ein paar Jahren wieder, so irrst Du Dich. Ich komme nie wieder. Deine feige Weigerung verzehet ich Dir niemals. Du kennst mich: mein Wort ist so gut wie ein Schwur.“

„Ich kann nicht,“ wiederholte sie mit zudendem Munde, und ihre grauer Augen irten hilflos durch das Zimmer.

„Du hypnotisierst Dich selber mit Deinem ewigen „ich kann nicht,“ sagte er fast zornig. „Warum kannst Du nicht? Bist Du dem Mann da brinnen Etwas schuldig? Durch Betrug hat er Dich gekapert; er war im Complot, als Deine Eltern, weil sie all' den standalösen Gerüchten über mich Glauben schenkten, meine Briefe unterschlugen. Er wußte es besser — aber er bestärkte sie in ihrem Glauben, weil er Deine Mitschuld für sein Geschäft brauchte.“  
„Henry!“  
„Niemand kann Dich tadeln, wenn Du es heimzahlst — wenn Du Dir zurückerobst, was er Dir hinterlistig genommen hat. Und wenn sie Dich tadeln — was liegt uns daran, wenn wir drüben über Meer glücklich sind?“  
„Ich würde nicht glücklich sein!“ stammelte sie.

„Du würdest nicht? Und das soll ich glauben!“ rief er hervor. „Ich soll Dich wohl noch fragen, ob Du den elenden Mann da liebst? Als ob ich Dich nicht kenne — als ob ich nicht wüßte, daß Du nie auch nur mit einem Gedanken von mir abgetrennt bist!“

Jetzt warf sie sich in den Sessel zurück und preßte das geballte Taschentuch vor das Gesicht, um nicht laut aufzuschluchzen. Im Nu war er neben ihr, in einer halb sitzenden Stellung beugte er sich über die Seitenlehne des Sessels und versuchte ihren Kopf an sich zu ziehen. Sie wehrte sich.

„Arme Lisa — armes geliebtes Kind!“ flüsterte er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. „Was für ein jammervolles Sklavenleben Du führst! Komm' doch — komm' mit! Glaubst Du nicht, daß ich Dich für Alles tausendfach entschädigen kann? Sieh' mich an — komm — gib mir das Tuch her! Kannst Du denn noch wählen zwischen den elenden Resten eines Menschen da drinnen — und mir?“

Es war ihr gelungen sich frei zu machen, sich zu erheben. Eine Sekunde lang waren vor ihren Augen die kalten grauen Nebelwolken, in denen sie nun seit Jahren hoffnungslos eingeschlossen lebte, zerrissen; von goldener warmer Lichtfluth überströmte war ihr ein fernes Sonnenland erschienen, und sie hatte ein glückliches treues Paar erblickt, das mit verschlungenen Händen heimwandelte in die goldene Welt. . . .

Aber die Wolken schlossen sich wieder, das lichte Bild war verschwunden. „Ich habe nicht zu wählen,“ sagte sie mühsam. „Wäreft Du gekommen, als er noch gesund war — wer weiß, ob ich nicht mit Dir gegangen wäre! Aber jetzt, da er hilflos ist, kann ich ihn nicht verlassen.“  
„Er ist nicht hilflos!“ rief Henry heftig. „Er hat Geschwister — Pflegerinnen.“

„Ich könnte es nicht ertragen,“ fuhr sie topfschüttelnd fort. „Der Gedanke an den Kranken Mann und an seinen Nummer würde mich zur Verzweiflung bringen. . . . Ich weiß nicht, ob es recht ist gegen Dich und mich. Ich würde keine verurtheilen, die das thäte, was ich nicht kann — ich weiß nicht, was mich zurückhält — aber es hält mich etwas, was stärker ist, als ich und Du und — meine Liebe.“

Die letzten Worte waren fast unbefählich, stehend über ihre Lippen gekommen. Eine dunkle Blutwelle war in ihr zartes Gesicht emporgestiegen; sie stand verschlämt und jung wie ein Mädchen vor ihm, auf den feinen Wangen lagen die gesenkten dunkelblonden Wimpern in zwei leichten Vogen. Mitten in seinem Schmerz und Jörn überkam ihn eine heilige Scheu vor dieser Frau, die er seit seiner Jünglingszeit geliebt hatte; etwas Fremdes, Hohes war zwischen sie getreten. Er wagte es nicht, sie ein zweites Mal an sich zu ziehen. Nur ihre Hand nahm er und ließ lange seine Lippen darauf ruhen. Sie fühlte das Brennen dieser Lippen und das Beben, das durch seinen ganzen Körper ging. Außerlich ruhig stand sie vor ihm, jedoch ein ungeheurer Schmerz, der größtes ihres schmerzreichen Lebens, rüttelte an ihrem Herzen.

Und dann — dann war sie allein, und seine Schritte verlangten draußen auf dem Kies des Gartens, auf dessen Laub das letzte Roth der Abendsonne verblüht war.  
Da brachen die Thränen auf's Neue hervor. Schluchzend warf sie sich in ihren Sessel. Was hatte sie gethan! Das Glück selber hatte sie sich von der Thüre geschweicht, das Glück, das sich unerhofft ein letztes Mal eingefunden, um sie zu entschädigen für die qualvolle für die qualvollen Jahre einer ausgezungenen hohlen Ehe. Nein, er würde nie wieder kommen — und drinnen im Krankenzimmer verdickte langsam ein künstlich verlängertes Leben, an dem sie zu Grunde ging.

Was hatte sie gethan! —  
Lange, lange lag sie so und wand sich schluchzend in ihrer Pein. Ihr Herz wanderte mit dem Jugendgeliebten in die Freiheit, in das Glück hinaus und ihre Hände griffen um sich, wie um ihre Ketten zu schütteln. . . .  
Als sie sich erhob, war die Dämmerung hereingebrochen. Die Büsche im Garten bildeten dunkle, lompakteMas-

sen, nur der Weg, der auf die Terrasse zuführte, leuchtete noch in bleicher Helle.

Sieh' da kam es heran — eine hohe dunkle Frauengefalt schien sich von dem Schwarz des Buschwerks abzulösen und langsam, langsam auf dem hellen Gartenweg gegen das Haus vorzuschreiten. Mit verwirren Sinnen schaute Lisa der Gestalt entgegen. So fremd und doch bekannt erschien sie ihr, diese dunkle Silhouette, die schattenhaft mit immer schärferen Konturen aus der Dämmerung herantauchte. Was war das? War es die Verkörperung jener fremden Gewalt, die ihrem Lebensglück für immer die Thür geschloffen hatte — war es — die Pflicht —?

Lisa war in's Zimmer zurückgewichen und starrte auf die gespenstische Erscheinung, die lautlos die Stufen zur Terrasse emporstieg. . . .

„Guten Abend, gnädige Frau,“ erlöste die milde Stimme der barmherzigen Schwester, „wie geht es unserem Kranken?“

## Sittenbild aus Noabit.

(Aus einer Berliner Zeitung vom 2. Dezember.)

Die bleiche Spätherbstsonne warf gestern Morgen ihre fahlen Lichter durch das Oerlichtfenster des Noabiter Justizpalastes und sie besahen den gewöhnlichen Apparat, der zu unseren Gerichtsgebäuden nun einmal unbedingt notwendig und unerlässlich ist. An dem grünverhangenen Tisch an der einen Schmalseite saß der erste Gerichtshof mit dem Staatsanwalt und den antilichen Herren gegenüber hatte sich — man verzeihe den Ausdruck — das Stammpublikum eingefunden, das bei keinem noch so einschließlichen Drama fehlt, dessen letzter Akt sich entweder hinter dem eisernen Trällen oder auf dem Schaffot abspielt. Und es war einer der seltsamsten, fast möchte man sagen der grausamsten Kontraste, die sich uns aufdrängten, wenn der Zugwind das leichtste, düstere Parfüm von den eleganten Damen herüberwehte, die mit bewaffneten und unbewaffneten Augen auf die beiden äußerlich so armenlichen Burtschen starrten, die gestern wegen der schwersten Straftat, deren sich ein Mensch schuldig machen kann, auf der Anklagebank Platz nehmen mußten.

Unter einem Mörder stellt man sich gewöhnlich einen großen, brutalen Kerl vor, dessen Gesicht alle Merkmale des gewerblichen und gewohnheitsmäßigen Verbrechens zieren, wie ihn auch Schauerromane und manche medizinischen Skripte schildern. Aber hinter der Barriere stehen heute zwei düsterrige Knaben, ärmlich aussehend, schwächlich und schlecht geäußert. Diese beiden Buben haben einen Mordanschlag geplant und ausgeführt, wie er glücklicherweise zu den allgerühmten Seltenheiten in den Annalen des Verbrechens gehört. Werner, der Hauptanführer und eigentliche Leiter des Unternehmens, kann kaum über die Brustwehr der Anklagebank sehen, in seinem scharfgeschnittenen, wieselartigen Gesicht aber bewegt sich kein Muskel, bei den ergreifendsten und schaurigsten Schilderungen bleibt er kalt und vorfichtig — Alles, was er sagt, ist bis in die letzten Konsequenzen vorbedacht, er versteht jede Frage des Präsidenten, hinter welcher er eine Falle vermutet, geschickt und mit scharfem Verstande zu pariren. Wenn man diesen Buben sieht, versteht man, daß es ihm gelingen konnte, die Behörden eine ganze Zeit lang zu hintergehen — kein Mensch hätte in der knabenhaften, jämmerlichen Erscheinung den blutgierigen Mörder vermutet. Große ist ganz das Gegenstück seines Kumpan's, er ist lang aufgeschossen, sein Gesicht ist nicht unsympathisch, er ist einschließlicher ruhdiger als Werner, aber auch er antwortet zusammenhängend und schnell, er ver-

neigt sich bei jeder Antwort, die er zu geben hat.

Die Einzelheiten der abscheulichen That sind bekannt. In der Verhandlung selbst machte es einen widrigen Eindruck, daß die beiden Burtschen, die mit außerordentlicher Konsequenz ihren Plan gefaßt und verfolgt, die bei Ausführung der That einen halbschweren Muth und eine brutale Energie gebunden hatten, jetzt im entscheidenden Augenblick in elender Feigheit davor zurückbebt, die Folgen ihrer verbrecherischen That auf sich zu nehmen. Keiner von ihnen wollte die Hand an dem ermordeten Justizrath gelegt haben. — Sie wollten blindlings im Finstern auf die unglücklichen Opfer zugestochen, keiner von ihnen wollte die todbringenden Stiche geführt haben. Wie ein eifriger Schauer ging es durch den Saal, als Werner den Hergang mit seiner ruhigen Stimme, ohne zu stottern, erzählte, wie er ihn sich zurechtgelegt hatte. „Als ich die Thür öffnete, hörte ich eine Stimme fragen: Wer ist da? — da trat ich auf das rechte Bett zu, hob den Arm mit dem Messer auf und stieß auf die Frau los.“ Der zwerghafteste Knirps sagte diese Worte so ruhig, als hätte es sich um die geistigste Sache von der Welt gehandelt — mit dem Justizrath selbst wollte er nicht das Geringste zu thun gehabt haben. Und allen Querfragen des Richters wich er geschickt aus, wie der gewiegteste, abgefeimteste Verbrecher, ohne Zweifel hatte er sich sehr gut und eingehend vorbereitet. Aber auch große Wollte es nur auf die Frau des Justizraths abgesehen haben; mit seiner kalten, tonlosen Stimme führte er hierfür als wahrscheinlich an, daß es ja von Anfang an abgesehen war, daß er als der Stärkere die Frau tödte, während der schwächere Werner sich auf den Justizrath werfen sollte. Beide Verbrecher aber betonten immer wieder auf's Neue, daß ihnen jede Absicht, den Justizrath zu tödten, gefehlt habe. Schließlich gab große zu, daß er wohl in der „Aufregung“ die Stiche haben führen können.

Als von Seiten der Anklagebehörde darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die beiden Mörder zuerst die Absicht gehabt hätten, mit Schußwaffen zu operieren, entgegnete Werner sehr schlagfertig, daß diese Schußwaffen, deren Anschaffung nur wegen Geldmangels unterblieben sei, nur zur Vertheidigung auf der Flucht dienen sollten. Welche unendliche Seelenruhe und Selbstbeherrschung diesen Knaben überhaupt auszeichneten, geht wohl am besten aus dem Umstand hervor, daß er sich nach der That zuerst nach der Richtung des Kaiserhofes begab, dann aber wieder umkehrte und das Dienstmädchen des Justizraths Levi, welches inzwischen auf die Straße geilt war, in der harmlosesten Weise fragte, was denn los sei, und sich erst entfernte, als er sich über den Verbleib seines Kumpan's vergewissert hatte. Jeder andere Verbrecher wäre jedenfalls in kopflösem Schreden soweit geilt, wie ihn seine Füße trugen. Und in erschreckendem Cynismus gaben sie Beide zu, sie hätten sehr gut gewußt, daß sie wegen des Mordes in ihrem jugendlichen Alter nicht mehr als 15 Jahre Zuchthaus erhalten konnten, daß sie, wie sich Werner ausdrückte, vor allen Dingen nicht „geköpft“ werden dürften. Wie muß es in dem Kopf und in dem Herzen des 16jährigen große ausgehen, der dem Präsidenten auf die Frage, ob er den Mord auch ausgeführt haben würde, wenn er gewußt hätte, daß er zum Tode verurtheilt werden könne, mit ruhiger Stimme erwiderte: „Das weiß ich nicht!“ Als der Verteidiger Werner's diesen fragte, ob er für sich selbst irgend einen milbernden Umstand anführen könne, erhielt er zur Antwort, daß ihn nur die ewigen Geldverlegenheiten große's zu der That veranlaßt hätten. Immer und immer wieder versuchte Werner, den große als den eigentlichen geistigen Urheber der That hinstellen — ein elendes Verginnen, welches den jugendlichen Mörder nur noch vertrockener erscheinen

läßt. Keine Miene verändert sich in seinem Gesicht; erst als der Staatsanwalt mit wichtigen Worten den ganzen Abgrund sittlicher Verworfenheit schildert, senken beide Verbrecher die Köpfe und große meint bitterlich, als dann der Vertreter der Anklagebehörde auf die Bestialität der Verletzungen hinweist, fährt sich auch Werner mit dem blaukarrirten Tuch des Untersuchungsgefängnisses über die Augen. Beide Angeklagten hörten die Reden ihrer Officialverteidiger ohne Zeichen äußerer Erregung und nur beim Schlusswort versuchte Werner wieder den große als Anstifter darzustellen.

Bei dem Urtheil beruhigten sie sich und gaben ihre Erklärungen mit fester Stimme ab — als jugendliche Mörder gehen sie in das Gefängnis; wer möchte die Frage beantworten, als was sie zurückkehren werden?

## Eine Krankheit.

„Die Hunde, die viel bellen, beißen nicht.“ Und die Menschen, die erst lange Versammlungen einberufen, um für diese oder jene Sache — schöne Beschlüsse zu fassen, haben gewöhnlich mit der That nicht viel dafür übrig. Wie viel ist nicht schon von den Zeitungen und allerlei in Philanthropie „machenden“ Vereinen zu Gemfex der Armerier gesprochen und geschrieben worden! Als aber neulich in New York für den Armenischen Hilfsfonds eine Opernvorstellung gegeben werden sollte und zur größeren Attraktion Chauncy M. Depew die Logen verfeigerte, da hatten sich noch keine zwei Duzend Personen eingefunden, und von den Anwesenden waren obendrein die Mehrzahl Armenier. Neulich verhält es sich wohl auch jetzt wieder mit dem Ruba-Rummel. Wie „begeistert“ erschallten vor wenigen Tagen noch die Reben unserer Zingos in kriegerischen Versammlungen! Wie voll nahm die Jingo-Presse den Mund! Und der liebe Pöbel, im Proletariertum gewandte wie im Herrenkleide, wie toll geberdete er sich, wenn die Rede auf Spanien kam! „Man“ versprach sich sogar zur Verbrennung der spanischen Flagge und zur bithlichen Erhängung des „Bluthundes Wepler“. Und heute? Gerade als ob Ruba gar nicht mehr existierte. Es ist stille geworden über den Wassern. Unsere Zingos im Senate haben über Diney und Cleveland, die ihnen den Prärogativ-Knüppel so unangenehm zwischen die Beine warfen, Ruba, das eigentliche Streitobjekt, ganz vergessen. Und von den tapferen Volksrednern und Beflüßigern hört man schon gar nichts mehr. Wie kommt das? Woher dieser plötzliche Umschwung? Wie Göthe sagte: „Begeisterung ist keine Heringwaare, die man einpökelt auf diese Jahre.“ Das war schon von jeher wahr. Ganz besonders trifft dieses Wort des Meisters aber heute zu. Nie gab es eine Zeit, wo die Menschheit sich mit so fliegender Hast einer Sache zukehrte, um sich, wenn der Erfolg nicht augenblicklich eintrat, ebenso schnell wieder von ihr abzuwenden, wie unsere Zeit. Wie die Welt im Handumdrehen reich werden will und über dieses Ziel Ehre und guten Namen nichts mehr achtet, so will die Welt heutzutage auch in jeder anderen Hinsicht rasche Erfolge sehen. Ausdauer und Beharrlichkeit sind ihr fast fremde Eigenschaften geworden. Vom Hunderten in's Tausendste taumelnde Begier, ohne dauernden Genuß auf irgend einer Station — das ist der Grundzug unseres in der Jagd nach dem äußeren Erfolg nervös überhasteten, aller Geduld baren Zeitalters. Das rasche Verfliegen des Ruba-Rummels ist nur ein weiterer Beweis für diese allgemein vorhandene Krankheit der Volksseele. Nicht nur die Individuen, sondern auch die Nationen leiden daran. Woher die Umkehr und die Rettung kommen soll, liegt vorläufig noch im Dunkeln.